

q.rage

Schüler.innen-Magazin

N°11



Schule ohne Rassismus

Schule mit Courage

q.rage

ist das Magazin von
Schule ohne Rassismus
– *Schule mit Courage*.
Hier schreiben Schüler*innen
des Courage-Netzwerks.

Herausgeberin

Bundeskoordination *Schule ohne
Rassismus – Schule mit Courage*
(Trägerverein: Aktion Courage e.V.)

Karl-Heinrich-Ulrichs-Straße 11
10787 Berlin

Redaktion der Jugendlichen

Amenda, 17
Anna, 17
Ayah, 16
Aynur, 17
Bob, 17
Deniz, 16
Hanna, 19
Justin, 14
Laura, 16
Lina, 16
Marie, 18
Melda, 17
Paul, 16
Rumyana, 16
Zarlascht, 19

V.i.S.d.P.

Eberhard Seidel

Mentor*innen

Gerasimos Bekas, Yasmina Bellounar,
Lena Schulze Frenking, Vanessa Vu

Gestaltung

Yunus Kleff, Alasdair MacKenzie

Bildbearbeitung

Claudia Benders

Druck

Schenkelberg Druck- & Medienhaus

Auflage

100.000

Schuljahr 2018/2019

Telefon 030 / 21 45 86 0
Fax 030 / 21 45 86 20

E-Mail redaktion@qrage.online
Internet qrage.online

Facebook fb.com/SchuleohneRassismus
Instagram @couragenetzwerk

Genderneutral – ja oder nein?

Wir überlassen es den Schreibenden,
ob sie in ihren Artikeln von Schüler_
innen, Schüler*innen, SchülerInnen,
von Schülerinnen und Schülern oder
auch nur von Schülern schreiben.
So viel Freiheit und Vielfalt muss sein!

selbstbestimmt

Inhalte

Das Courage-Netzwerk

6-11

Mehr als 2800 Schulen machen sich in der
gesamten Republik für eine *Schule ohne
Rassismus – Schule mit Courage* stark.

Für Mädchen verboten

12-13

Unterschiedliche Rechte für Mädchen und
Jungs? Amenda stört sich an Ungleichbe-
handlungen in ihrem Alltag.

Feminismus und ich

14-15

Jede*r entdeckt den Feminismus auf eigene
Weise. Unsere Autorin Melda schreibt über
ihre Erfahrungen.

Vorbilder und Zweifel

16-17

Alle wollen gut aussehen, kaum jemand fühlt
sich schön. Zarlascht widmet sich diesem All-
tagsproblem vieler Schüler*innen.

Hannas neue Welt

18-21

Wie wachsen jüdische Jugendliche in
Deutschland auf? Natürlich ganz unterschied-
lich. Hanna berichtet von ihrem Weg.

Ich bin eine Wanderin

22-23

Als Melda anfang für **q.rage** zu schreiben,
hätte sie sich als Türkin bezeichnet.
Heute sieht sie das anders.

Auf dem Wochenmarkt

24-25

Bob hat sich auf die Suche nach einer
Geschichte gemacht und kam um eine
Begegnung reicher zurück.

Alle Menschen sind Künstler

26-27

Manchmal wissen **q.rage**-Autor*innen nicht,
worüber sie schreiben können. Aynur kam
die Inspiration im Café.

Zurückbleiben

28-30

Wie fühlt sich das an, wenn die eigenen
Mitschüler*innen nicht mehr da sind,
weil sie abgeschoben worden sind?

Wofür lernt Said?

31

Für einige ist die Zukunft ungewisser als für
andere. Paul hat sich mit seinem Banknach-
barn darüber unterhalten.



Liebe Leser*innen,

wie freuen uns, euch die **q.rage** ab dieser Ausgabe als Magazin zu präsentieren. Auch wenn sich das Format geändert hat, bleibt die **q.rage** inhaltlich, was sie immer war: eine Publikation von Schüler*innen für Schüler*innen.

Die jungen Autor*innen dieser Ausgabe sind erst in einer Schreibwerkstatt in Berlin zusammengekommen und haben dann online an ihren Texten weitergefeilt. Unterstützt wurden sie dabei von engagierten Mentor*innen.

Zentrales Thema dieser elften Ausgabe der **q.rage** ist Selbstbestimmung. Die Redaktion ist sich einig: Das Recht auf Selbstbestimmung muss immer wieder verteidigt werden. Beispielsweise gegen Sexismus, wenn Menschen auf Grund ihres Aussehens diskriminiert werden oder wenn sie auf eine starre Identität festgelegt werden sollen. Und auch dann, wenn sie ihren Lebensort nicht selbst bestimmen dürfen.

Begonnen hat die Geschichte der **q.rage** 2005, als erstmals Schüler*innen des Courage-Netzwerks aus allen Teilen der Republik zusammenkamen, um gemeinsam eine Zeitung zu erstellen. Heute, elf Ausgaben und einen Alternativen Medienpreis später, können wir neben der Print-Ausgabe mit Stolz auch auf unser Online-Magazin **q.rage.online** verweisen. Dort präsentieren wir regelmäßig engagierte Beiträge und berührende Geschichten aus dem Courage-Netzwerk.

Auf den nächsten Seiten findet ihr einleitend Wissenswertes über das Courage-Netzwerk, in dem auch die Autor*innen der **q.rage** aktiv sind. Denn ohne das Netzwerk gäbe es keine **q.rage** und auch das Netzwerk wäre schwer vorstellbar ohne Beiträge wie die der jugendlichen Autor*innen dieses Magazins.

Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen der elften Ausgabe der **q.rage**. Vielleicht macht sie euch ja Lust, selbst auch einen Artikel zu schreiben.

Sanem Kleff,
Leiterin von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*

Das Courage-Netzwerk

Mehr als 2800 Schulen machen sich in der gesamten Republik für eine *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* stark. Der Weg in das Courage-Netzwerk beginnt meist mit einer engagierten Initiativgruppe, die an ihrer Schule über das Netzwerk informiert.

Wenn sich in der Folge mindestens 70 Prozent aller Personen an einer Schule zum Selbstverständnis einer *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* verpflichten, kann die Schule bald die Titelverleihung feiern.

Sobald Schulen in das Netzwerk aufgenommen sind, tragen sie gut sichtbar das Schild *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* am Schulgebäude. Es erinnert an das Bekenntnis, allen Formen von Diskriminierung couragiert zu widersprechen und eine Kultur des Miteinanders zu pflegen.

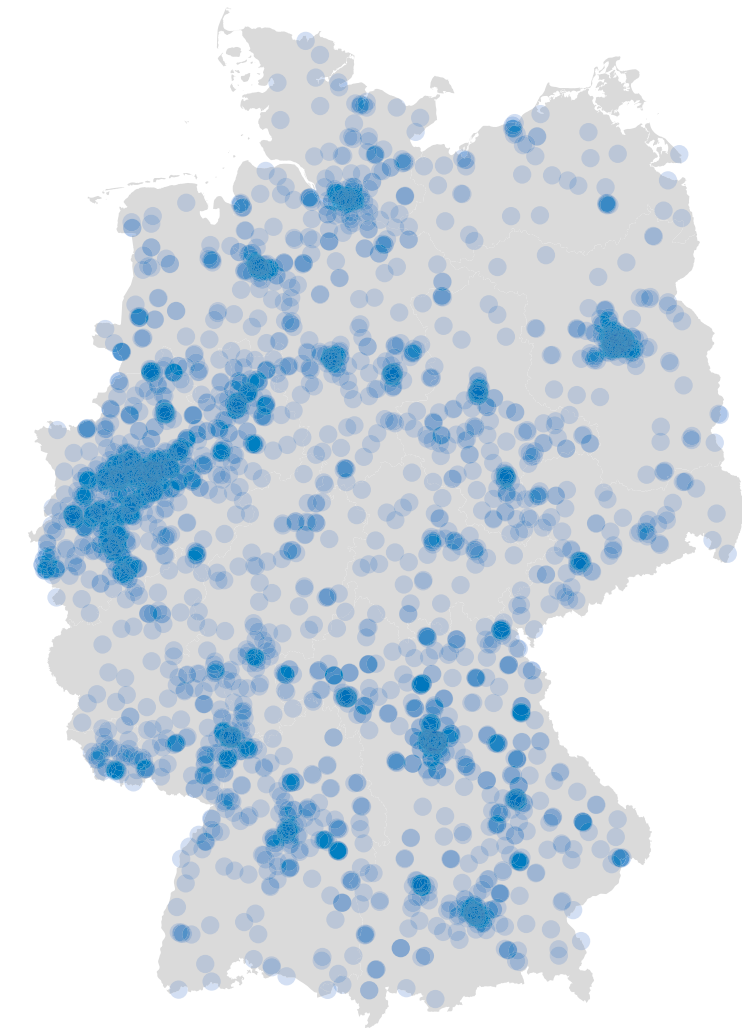
Eines ist das Schild dabei sicher nicht: ein Gütesiegel, das zeigt, dass es an einer Schule keinen Rassismus und keine Diskriminierung gibt. Eine solche Schule gibt es nirgendwo auf der Welt. Aber das Schild zeigt, welchen Weg eine Schulgemeinschaft gewählt hat. Und es ist täglicher Anstoß zu der Auseinandersetzung mit der Frage, wie wir miteinander umgehen wollen.

Dass sich so viele Schüler*innen in der gesamten Bundesrepublik entschieden haben, unsere Gesellschaft aktiv und nachhaltig zu gestalten und dieses Land offener, bunter und gerechter zu machen, darf alle, die sich für ein vielfältiges Deutschland frei von Diskriminierung einsetzen, zuversichtlich stimmen.

Das Schüler*innen-Magazin des größten Schulnetzwerks in Deutschland, die **q.rage**, ist nur einer der vielen Bausteine, die Schüler*innen zu einer vielfältigen Republik beitragen. Wenn auch einer, auf den wir als Bundeskoordination von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* mächtig stolz sind.

So wie der **q.rage**-Redaktion erfahrene Profis den Rücken stärken, stehen den Schulen die Schulpat*innen zur Seite. Von Holocaust-Überlebenden über Rockstars und Fußballer*innenlegenden bis hin zu derzeit sechs amtierenden Bundesminister*innen gibt es tausende Menschen aus dem öffentlichen Leben, die die Courage-Schulen als Pat*innen unterstützen.

Sie alle eint das offene und unmissverständliche Bekenntnis zu einem gleichwertigen und respektvollen Miteinander. Und kaum etwas anderes ist so wertvoll und gleichzeitig so verletzlich in unserer Welt.



gut aufgestellt

Bundesweit gibt es aktuell über 2800 *Schulen ohne Rassismus – Schulen mit Courage*



Der Ideenreichtum, mit dem die zahlreichen Courage-Schulen ihre Vision einer *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* umsetzen, ist genauso vielseitig wie es die zwei Millionen Schüler*innen sind, die eine *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* besuchen. Regelmäßig finden in allen Ecken des Landes selbstbestimmte Aktionen der Kinder und Jugendlichen statt, im Rahmen von Projektwochen, Aktionstagen und zu anderen Anlässen.

Dabei wenden sich die Schulen oft häufig auch an ihre Pat*innen und binden sie in die Aktionen mit ein, zum Beispiel bei Gesprächen mit Zeitzeug*innen. Auch Musiker*innen haben sich schon oft bereit erklärt, bei Veranstaltungen an Courage-Schulen als prominente Gäste das Programm zu bereichern oder mit den Schüler*innen Songs aufzunehmen.



So hat die Berliner Heinrich-Zille-Grundschule am Internationalen Tag gegen Rassismus in Zusammenarbeit mit ihren Pat*innen im Berliner Szene-Club SO36 ein Konzert mit einem beeindruckenden Line-Up organisiert: Bei dem Konzert, das natürlich tagsüber stattfand, standen unter anderem Suli Puschban, Sookee, Matondo, Mal Élevé und Shukrullah mit den Schüler*innen auf der Bühne.

Im brandenburgischen Perleberg haben Courage-Aktive des Gottfried-Arnold-Gymnasiums schon zum vierten Mal ein Open-Air-Konzert mit dem Titel „Deine Linke gegen Rechts“ veranstaltet. An Infoständen haben sie die Besucher*innen des Festivals über Rechtsextremismus und die Ziele des Courage-Netzwerks informiert.



Die Band Feine Sahne Fischfilet, Pate der Freien Schule Güstrow in Mecklenburg-Vorpommern, lud die Schüler*innen auf ihr Open-Air-Konzert in Jarmen ein. Die Schüler*innen versorgten die über 3000 Besucher*innen an einem Stand mit Bratwürsten. Unterstützung erhielten sie dabei von der Freiwilligen Feuerwehr in Jarmen sowie einigen Eltern und Anwohner*innen. Den Erlös werden die Schüler*innen in weitere Projekte im Rahmen von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* investieren. Die Kassen sind jetzt gut gefüllt.



Die Schüler*innen des Märkischen Gymnasiums in Hamm haben einen Rap gegen Rassismus produziert. Mit dem Song „Herzlich Willkommen am MGH!“ positionieren sich die Courage-Aktiven deutlich gegen Ausgrenzung und Diskriminierung, denn „für uns gibts nur eine Option: Menschlichkeit.“ Der Dortmunder Rapper Schlakks hat die Schüler*innen beim Texten, Aufnehmen und Produzieren des Songs unterstützt.



Der Bundesligaverein SC Freiburg ist Pate von gleich fünf Freiburger Courage-Schulen. 2018 hat der Verein sie zum dritten Mal zum „Freunde-statt-Fremde-Cup“ eingeladen. Fußballteams aus allen fünf Schulen kamen zu dem Wettbewerb – um gegeneinander anzutreten, aber auch, um sich gemeinsam in Workshops mit Rassismus und Diskriminierung auseinanderzusetzen.



Die Berliner Eishockeymannschaft Eisbären hat anlässlich des Internationalen Holocaust-Gedenktages am 27. Januar eine Fotoaktion mit den Schüler*innen des Manfred-von-Ardenne-Gymnasiums organisiert. Die Berliner Schüler*innen erstellten Plakate zu dem Motto „All different but one team“, die noch am gleichen Abend während des Spiels auf der Tribüne zu sehen waren, ebenso wie in einer digitalen Ausstellung auf Instagram. Die Eisbären, die diesen Aktionstag bereits zum zweiten Mal mit dem Ardenne-Gymnasium durchgeführt haben, haben zwei Wochen später auch die offizielle Patenschaft der Schule übernommen.



In Landau haben Schüler*innen des Max-Slevogt-Gymnasiums Biographien von ehemaligen jüdischen Schüler*innen recherchiert und in einer Ausstellung zusammengetragen. Nun hat der Kölner Künstler Gunter Demnig vor dem rheinland-pfälzischen Gymnasium Stolpersteine verlegt, die an 25 jüdische Schülerinnen erinnern, die die Vorgängerschule des Gymnasiums, die Höhere Töchterschule, während der Zeit des Nationalsozialismus besucht hatten.



Mittlerweile gibt es unzählige Beispiele dafür, was Schulen tun können, um die Idee einer *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* umzusetzen. Die hier erwähnten Aktionen sind nur ein winziger Ausschnitt aus Tausenden, die jedes Jahr stattfinden. Einige weitere hier im Schnelldurchlauf:

+++ Der Berufsschulcampus Schwalmstadt in Hessen hat einen Graffitiworkshop gegen Schwarz-Weiß-Denken veranstaltet +++ Die Schüler*innen des Wolfenbüttler Gymnasiums Im Schloss haben alle Direktkandidat*innen ihres Wahlkreises zu einer Diskussionsrunde eingeladen +++ Die Schüler*innen der Antirassismus-AG der Hauptschule in Wallenhorst machen Theater gegen die Diskriminierung von Roma und Sinti +++ An der Theodor-Heuss-Grundschule Empelde gibt es Schüler*innen, die als „Flüchtlingspat*innen“ den neu an die Schule gekommenen geflüchteten Kindern den Einstieg erleichtern +++ In der 21 Tage langen „Woche der Erinnerung“ haben sich die Schüler*innen der Fridtjof-Nansen-Realschule Gronau mit der Geschichte ihrer Region im Nationalsozialismus beschäftigt +++ Die Schüler*innen der Berliner Kurt-Schwitters-Schule kämpfen mit einem Respektclub gegen Homo- und Transphobie. Mit Kunstprojekten und Aktionen wie einem Queer-History-Month oder einem Cross-Dressing-Day sorgen die Aktiven des Clubs für mehr Toleranz an der Schule +++ Zwei Oldenburger Courage-Schulen, die IGS Helene Lange und die Oberschule Eversten, haben vor drei Jahren Schulpatenschaften für zwei Schulen im syrischen Kobanê übernommen +++



An einem Samstagvormittag steht Anne* plötzlich vor meiner Wohnungstür und fällt mir schluchzend in die Arme. Ihr ganzer Körper zittert. Wir gehen in mein Zimmer. Dort vergräbt sie ihr Gesicht in beide Hände und weint und weint. Als sie sich endlich beruhigt hat, fängt sie an zu berichten. „Er hat diesem Mädchen auf Instagram geschrieben, weil er sauer war, dass ich in der Gruppenarbeit in Deutsch mit Daniel zusammengearbeitet habe. Und jetzt chillt er immer mit Caro an der Raucherbank, während ich andere Jungs nicht einmal zur Begrüßung anlächeln darf. Und er“, schluchzt sie, „ist sauer, dass ich gestern ein Top anhatte.“

An solche Geschichten über Annes Freund hatte ich mich fast gewöhnt, denn sie wiederholten sich alle zwei Wochen. Mein Standpunkt war klar: „Du solltest tragen, was du tragen möchtest. Er kann dir nichts verbieten. Du bist ein freier Mensch. Außerdem hattet ihr doch abgemacht, dass du etwas Kurzärmliges tragen darfst, wenn es über 34 Grad ist. Und du darfst doch wohl mit einem anderen Kerl reden, wenn er dich mit Hannah* betrogen hat und damit sogar davongekommen ist.“ Anne erzählte weiter und beschrieb den Streit. Dann startete sie eine ganze Weile an die Zimmerdecke und kniff immer wieder ihre Augen zusammen. „Ich glaube, ich kann das nicht mehr“, sagte sie mit dünner Stimme.

Ich versuchte sie zu trösten, aber ich fühlte mich hilflos, denn schlussendlich erzählte ich ihr nichts, was sie nicht schon selbst wusste. Vernunft spielte keine Rolle, sie würden wieder Streit haben. Und er würde sie ignorieren, um sie zu bestrafen. Anne seufzte schwer. Ihre Hände zitterten noch vor Aufregung, als sie sich die Tränen aus dem Gesicht wischte. Sie hatte aufgegeben. „Nächstes Mal ziehe ich einfach etwas Langärmeliges an.“

Es regte mich furchtbar auf, wie sehr sich Anne unterbuttern ließ. Warum galten für sie andere Regeln als für ihren Freund? Von außen betrachtet war es leicht, das zu urteilen. Ob sich ein junger Mensch als Junge oder als Mädchen begreift, darf doch keine Auswirkung auf seine Rechte haben. Aber handelte ich immer im Sinne der Freiheit und Gleichberechtigung für Frauen? Leider nein. Ich musste an den letzten Streit mit meiner Mutter denken.

Als ich ihr Bescheid gab, dass mein Kumpel Nils* zu Besuch kommen würde, fing sie an zu schimpfen. Ich begriff nicht, wieso.

„Er bringt doch nur Döner. Was denkst du denn, was wir machen?“

„Ist mir egal. Du darfst nicht“, sagte sie stur.

„Warum?“

„Weil er ein Junge ist.“

„Wir sind doch nur Freunde. Wenn Anne zu mir kommt, dürfen wir doch auch alleine in mein Zimmer – wieso darfst du nicht kommen?“

Meine Mutter fing an zu schreien. „Weil Anne ein Mädchen ist und er ein Junge. Wenn du so weitermachst, darfst du ihn gar nicht mehr sehen!“ Sie konnte es nicht leiden, wenn ich ihr widersprach.

„Glaubst du nicht, dass so ein Verbot eher fördert, was du versuchst, aufzuhalten? Wenn du mir vermittelst, dass Jungs nur für das eine da sind, denke ich vielleicht irgendwann auch, dass sie nur für das eine da sind.“

„Das reicht! Du darfst ihn nicht mehr sehen.“

Ich rief meinen Vater, in der Hoffnung, dass er mich besser verstehen würde. Denn meine Eltern kommen beide aus China, aber meine Mutter ist durchaus konservativer.

Als ich ihm meine Situation und Gefühle mitteilte, schien er mich sogar zu verstehen und war selbst sehr mitgenommen. Sein Blick wanderte hektisch durchs Zimmer, außer in meine Augen und er stützte sich auf dem Sofa ab, als hätte er Schwierigkeiten, aufrecht zu sitzen. Immer wieder schloss er müde seine Augen, als hätte er starke Kopfschmerzen, dabei wusste ich, dass er nur seine Scham verbergen wollte. Denn was würde mir sein Verständnis helfen, wenn er schlussendlich doch nichts unternahm?

Schon wieder stand ich im Konflikt mit mir selbst. Musste ich mich zwischen dem Respekt vor dem Willen meiner Mutter und einem Freund und meinen eigentlichen Werten entscheiden? Wenn ich schon wieder eine gute Freundschaft beenden würde, nur weil der Freund zufällig männlich war, würde ich den Sexismus meiner Mutter bejahen. Ich würde ihre Ansicht unterstützen, dass Unterschiede zwischen Frauen und Männern zu groß sind, um eine normale Freundschaft zu führen und dass die einzige Beziehung, zu der sie fähig sind, eine sexuelle ist.

Auf der anderen Seite ging es um meine Mutter, die ihr ganzes Leben mir und meiner Schwester widmet und die ihre Traditionen für das Beste für mich hält. Ich müsste mich also gegen die Hand stellen, die mich füttert und aufgezogen hat.

Ich sah meine Eltern, die mir gegenüber saßen, lange an. Meine Mutter mit aufgeblähten Nasenlöchern wie ein wütender Stier, und meinen Vater, der total hilflos aussah. Als ich erkannte, wie sehr meine Eltern litten, wusste ich bereits, wie ich mich entscheiden würde.

Ich schrieb Nils schweren Herzens, dass ich ihm etwas mitzuteilen hatte. Wenige Abende später traf ich mich mit Nils auf dem Spielplatz, wo er mit seinen Freunden rumhing. Wie immer saßen sie zu fünft auf einer Bank und hörten laut Trap von 21 Savage, woran ich sie überhaupt erkennen konnte, denn es wurde bereits dunkel. Als ich auf die Gruppe zuging, schaute ich zu Boden. Anstatt die Abkürzung durch den Sandkasten zu nehmen, umrundete ich ihn.

Ich war nervös, weil ich wusste, dass ich gleich Nils und seinen Jungs die Freundschaft kündigen würde. Was alles noch viel schlimmer machte, war, dass er mich mit einem großen Lächeln empfing, das ich sogar in der Dunkelheit erkennen konnte.

Ich begrüßte alle per Handschlag. Auf dem Boden vor ihnen lagen ungefähr zweihundert abgebrannte Streichhölzer. Ich schüttelte lachend den Kopf. So hinterließen sie ihre Spuren an jeder Bank in Münster. Mir wurde langsam klar, dass ich da nie wieder dabei sein würde.

Ich fasste Nils am Arm und zog ihn beiseite. Als ich versuchte, mit ihm zu reden, brach ich erstmal in Tränen aus. Trotzdem schaffte ich es irgendwie, ihm zu erklären, dass wir keinen Kontakt mehr haben konnten. Ich wusste nicht einmal mehr, was ich genau redete. Er war geschockt und nahm mich sofort in den Arm.

Ich erzählte ihm, dass ich Streit mit meinen Eltern gehabt hatte, weil wir uns bei mir Zuhause treffen wollten. Er sah, dass ich nicht aufhören konnte zu weinen und schlug vor, dass ich ihn bis zu seiner Bushaltestelle begleitete, damit wir in Ruhe reden konnten. Wir verabschiedeten uns von den anderen und er entkoppelte sein Handy von der Musikbox. Plötzlich wurde es still.

„Mein Tag war bis jetzt eigentlich richtig geil“, scherzte er, um die Stille zu durchbrechen.

„Sorry, Alter“, erwiderte ich, bevor ich wieder ernst wurde, „mit wem rede ich denn jetzt immer?“

Diesmal habe ich mich dem Willen meiner Eltern gebeugt, trotzdem glaube ich an die Gleichberechtigung von Jungen und Mädchen. Eine richtige Lösung muss her.



* Alle Namen geändert



Feminismus und ich

Menschen neigen dazu, zu allem eine Meinung zu haben. Es liegt in ihrer Natur, den Kritiker zu spielen und die Dinge in einem negativen Licht zu betrachten. Bevor Du diesen Artikel liest, bitte ich Dich deshalb um Folgendes: Nähere Dich meinen Worten ohne jegliche Voreingenommenheit. Nimm dir vor, meinen Standpunkt zu verstehen. Hinterfrage ruhig meinen Standpunkt. Hinterfrage nun deinen Standpunkt. Los geht's.

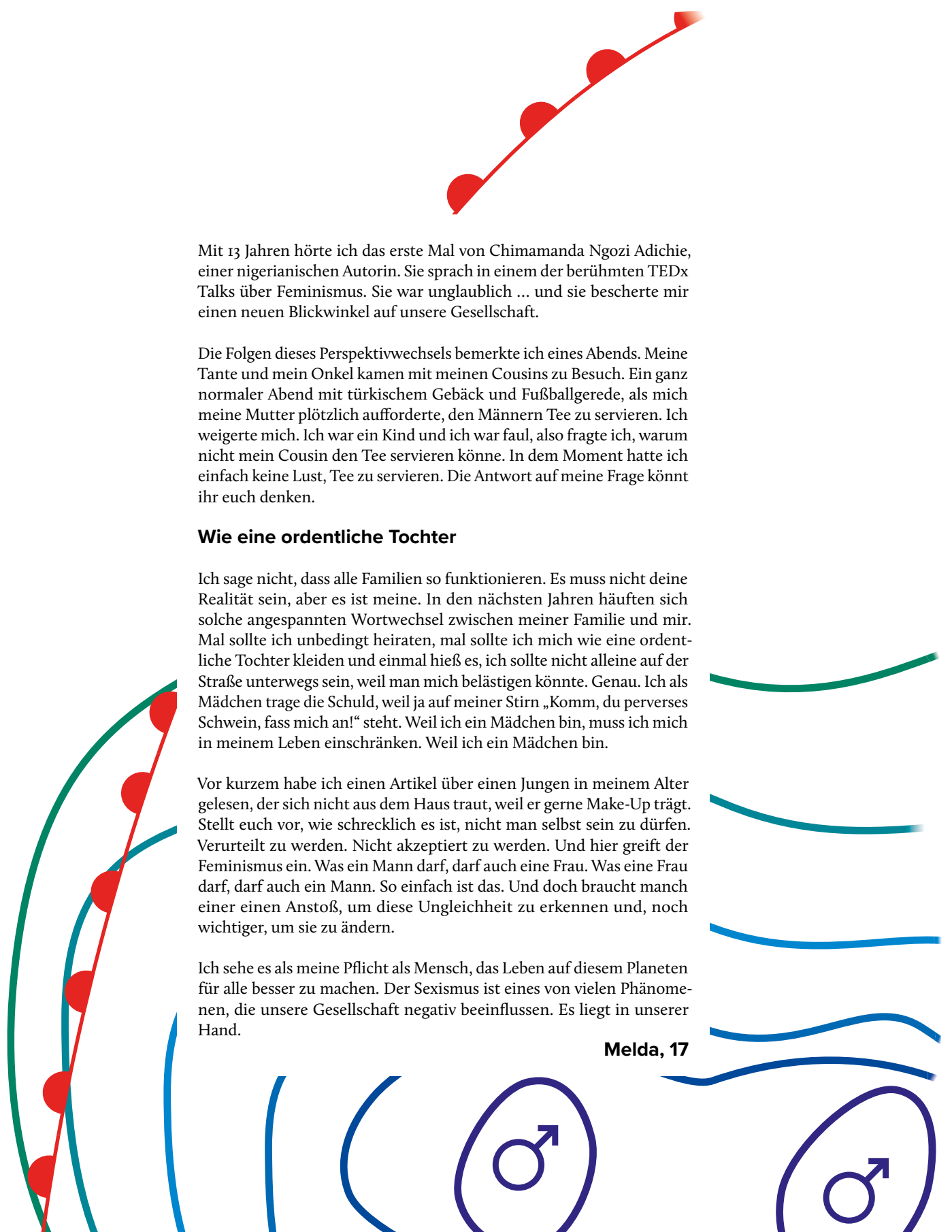
Feminismus fordert die soziale, ökonomische und politische Gleichheit aller Geschlechter. Auch wenn der Begriff irreführend wirkt, ist der Weg des Feminismus also nicht nur ein weiblicher, sondern auch ein männlicher. Denn beiden Geschlechtern werden systematisch Stereotype und Geschlechterrollen aufgezwungen.

Hast du dich noch nie gefragt, warum rosa eine Mädchenfarbe und blau eine Jungsfarbe ist? Oder warum der Begriff „pussy“ abwertend ist, obwohl er nur auf das weibliche Genital verweist? Und weshalb ein Mädchen oder eine Frau, die sich in ihrer Sexualität wohlfühlt, als „Schlampe“ bezeichnet wird? Ist dir aufgefallen, dass die Wickeltische für Kinder auf Damen- und nicht auf Herrentoiletten zu finden sind? Dass „schwul“ als Beleidigung funktioniert, weil ein Mann angeblich seine Männlichkeit verliert, wenn er einen Mann liebt? Oder dass weibliche Brustwarzen auf Instagram zensiert werden und männliche nicht?

Feminismus als Pop

Vielleicht hast du es mitbekommen. In den letzten Jahren ist der Feminismus Teil der Popkultur geworden. Feminismus hat sich zu einem Trend entwickelt. Plötzlich war jeder Feminist. Bei H&M gab es rosa-farbene T-Shirts mit feministischen Aufschriften, Dior verkaufte das gleiche Kleidungsstück mit der Aufschrift „We Should All Be Feminists“ und im Fernsehen lief eine Serie namens „Supergirl“ (– als Äquivalent zu Superman, versteht sich). Das alles ist schön und gut. Jedoch muss ich mir eingestehen, dass der Feminismus immer noch ein Mythos ist. Weil der eigentliche Wandel uns noch bevorsteht: der Wandel in den Köpfen der Menschen.

Ich bin Türkin. Meine Familie würde ich als liberal mit konservativen Wurzeln bezeichnen. Meine jüngeren Tanten sind emanzipiert, mein Onkel beschreibt mich als die Zukunft der Autonomen. Und trotzdem habe ich erkannt, dass auch in meiner Welt so einiges nicht stimmt.



Mit 13 Jahren hörte ich das erste Mal von Chimamanda Ngozi Adichie, einer nigerianischen Autorin. Sie sprach in einem der berühmten TEDx Talks über Feminismus. Sie war unglaublich ... und sie bescherte mir einen neuen Blickwinkel auf unsere Gesellschaft.

Die Folgen dieses Perspektivwechsels bemerkte ich eines Abends. Meine Tante und mein Onkel kamen mit meinen Cousins zu Besuch. Ein ganz normaler Abend mit türkischem Gebäck und Fußballgerede, als mich meine Mutter plötzlich aufforderte, den Männern Tee zu servieren. Ich weigerte mich. Ich war ein Kind und ich war faul, also fragte ich, warum nicht mein Cousin den Tee servieren könne. In dem Moment hatte ich einfach keine Lust, Tee zu servieren. Die Antwort auf meine Frage könnt ihr euch denken.

Wie eine ordentliche Tochter

Ich sage nicht, dass alle Familien so funktionieren. Es muss nicht deine Realität sein, aber es ist meine. In den nächsten Jahren häuften sich solche angespannten Wortwechsel zwischen meiner Familie und mir. Mal sollte ich unbedingt heiraten, mal sollte ich mich wie eine ordentliche Tochter kleiden und einmal hieß es, ich sollte nicht alleine auf der Straße unterwegs sein, weil man mich belästigen könnte. Genau. Ich als Mädchen trage die Schuld, weil ja auf meiner Stirn „Komm, du perveres Schwein, fass mich an!“ steht. Weil ich ein Mädchen bin, muss ich mich in meinem Leben einschränken. Weil ich ein Mädchen bin.

Vor kurzem habe ich einen Artikel über einen Jungen in meinem Alter gelesen, der sich nicht aus dem Haus traut, weil er gerne Make-Up trägt. Stellt euch vor, wie schrecklich es ist, nicht man selbst sein zu dürfen. Verurteilt zu werden. Nicht akzeptiert zu werden. Und hier greift der Feminismus ein. Was ein Mann darf, darf auch eine Frau. Was eine Frau darf, darf auch ein Mann. So einfach ist das. Und doch braucht manch einer einen Anstoß, um diese Ungleichheit zu erkennen und, noch wichtiger, um sie zu ändern.

Ich sehe es als meine Pflicht als Mensch, das Leben auf diesem Planeten für alle besser zu machen. Der Sexismus ist eines von vielen Phänomenen, die unsere Gesellschaft negativ beeinflussen. Es liegt in unserer Hand.

Melda, 17

Vorbilder & Zweifel

Alle wollen gut aussehen,
kaum jemand fühlt sich schön.

Als Leas Alarm klingelt und sie die Augen öffnet, sieht sie nur Dunkelheit. Sie schaltet den Alarm aus. Dann geht sie ins Bad und sieht im dämmrigen Licht ihr Gesicht. Sie trägt eine Zahnsperre. Der Blick schweift über ihren Körper. „So dick“, denkt sie sich.

Lea geht in die siebte Klasse. Seit der fünften Klasse hängt sie zwar mit Laura und Sarah ab, doch die Pausengespräche zwischen den Freundinnen sind seltener geworden. Die beiden fangen an, sich für Jungs zu interessieren. Ihre Gespräche kreisen oft um Beziehungen oder Klamotten. Lea weiß nicht warum, aber sie interessiert so was gar nicht. „Bin ich das Problem?“, fragt sie sich.

Eine Woche bevor die Sommerferien zu Ende gehen und Lea in die achte Klasse kommen soll, wälzt sie sich in ihrem Bett von rechts nach links, legt sich auf ihren Bauch und starrt am Ende zur Decke. Sie denkt an ihre jüngere Schwester Pia, die das komplette Gegenteil von ihr ist: größer, schlanker, viele Freunde, kennt immer die neuesten Trends. Lea fasst den Entschluss, Pia um Rat zu bitten. Mit der Hoffnung, sich verändern zu können, viele Freunde zu finden und sich nicht mehr so einsam zu fühlen, schläft Lea ein.

Pias Gesicht hellt sich auf, als Lea auf sie zukommt. Sie war schon immer der Meinung, dass Lea sich mit ihren dunklen Klamotten und Marvel-Fan-T-Shirts zu uncool anziehe. Auch jetzt, als Lea ihr Lieblings-

shirt trägt, das mit dem Batman-Aufdruck. Die Schwestern gehen gemeinsam in Leas Zimmer. Kritisch mustert Pia Leas Regal mit den Fanartikeln und Games. Sie schüttelt den Kopf. „Du bist voll der Nerd“, sagt sie, „und Nerds sind nicht cool.“ Sowieso würden die meisten Mädchen nicht Games spielen und Lea solle sich „mehr feminine“ Hobbys suchen.

Auf Pias Rat hin überwindet sich Lea und kauft rosa Klamotten. Denn Schwarz, sagt Pia, „tragen nur Emos“. Den Mitschülern gefällt das. Leute, die Lea immer ignoriert hatten, sind überrascht und sagen Lea, dass sie ihren neuen Stil cool finden. Lea ist einfach froh über diese ungewohnte Aufmerksamkeit.

Im Verlauf der achten Klasse merkt sie aber, dass sie sich gar nicht wirklich für Justin Bieber oder One Direction interessiert, aber so tut als ob, weil deren Musik gerade in ihrer Klasse total beliebt ist. Zuhause entdeckt sie ihr Interesse für Rockmusik aus früheren Jahrzehnten. Diese Vorliebe behält sie für sich, denn sie fürchtet die Ablehnung der anderen. Lea spielt auch mit dem Gedanken, sich die Haare grün zu färben. Dann fällt ihr ein, wie ihre Freunde über ein Mädchen hergezogen hatten, das bunte Haare hatte. „Oh mein Gott! Hast du ihre Haare gesehen? Die sieht wie eine Hexe aus“, sagten sie. „Ich kann ja verstehen, dass man sich die Haare blond oder braun färbt – aber bunte Haare gehen so was von gar nicht.“

Lea will wie alle anderen sein – und glücklich. Doch obwohl sie mit vielen Leuten abhängt, fühlt sie sich allein. Das lässt sie zweifeln. Der Blick in den Spiegel verdirbt ihr immer noch die Laune. Sie hat nicht das Körpergewicht, das die Medien anpreisen. Dann denkt sie an die makellosen Mädchen im Fernsehen und auf Instagram. Im Verlauf der neunten Klasse wenden sich die anderen wieder von Lea ab. Manche, sagt Lea, mobben sie sogar. „Ich wollte einfach nur weg von der Schule. Ich wollte einen Neustart. Wenn die Menschen mich auch nicht mögen, wenn ich wie sie bin, dann will ich wenigstens ich sein.“ Lea wechselt die Schule.

Wenige Tage bevor der Unterricht an der neuen Schule beginnt, liegt sie gedankenversunken im Bett, wie im Sommer zuvor. Wird sie diesmal Freunde finden? Soll sie diesmal einfach sie selbst sein? Die Gedanken verschwinden nicht, also entscheidet Lea einfach, dass sie verschwinden müssen. Sie will nicht mehr über die Gedanken anderer nachdenken. Sie färbt sich die Haare grün. Am ersten Tag trägt sie ein Bandshirt. Sie will zu ihrer Meinung und ihrem Musikgeschmack stehen. Auch, wenn manche sie dafür anstarren.

Ihr Versuch glückt. Sie findet neue Freunde, die ähnlich denken wie sie. Mit diesen Freunden kann sie auch mal die Nacht durchmachen, um alle Harry-Potter-Filme anzuschauen oder über Marvel und DC-Filme zu diskutieren.

Zarlascht, 19



LOOKISMUS:

Lookismus bezeichnet die Diskriminierung aufgrund des Aussehens. Viele Menschen – vor allem Mädchen – achten sehr auf ihr Äußeres und versuchen sich ihrer Umgebung und den Medien anzupassen. Sie verstehen Models als Vorbilder und assoziieren Schönheit mit Erfolg und Geld. Schönheitsideale werden durch die Globalisierung immer ähnlicher und deswegen für viele immer unerreichbarer. Dagegen hilft nur eines: sich zu bemühen, andere so wenig wie möglich nach ihrem Aussehen zu beurteilen und uns selbst so zu lieben und zu akzeptieren, wie wir sind.



Hannas neue Welt

Von Zeit zu Zeit betrachte ich mich im Spiegel, so wie alle Menschen es wahrscheinlich tun. Ich stehe davor und analysiere mein Spiegelbild. Ich gehe meine Merkmale vorsichtig durch, sortiere sie nach Stärken und Schwächen, überlege, womit ich zufrieden bin und womit noch nicht.

Das ist sicher nicht ungewöhnlich, sondern gehört für den Großteil der 19-jährigen in Deutschland zum Alltag. Doch es gibt Dinge, die ich nur mit wenigen anderen Mädchen teile. Kaum eine meiner Schulfreundinnen hat schwarzes und lockiges Haar wie das meine. Wenn ich spreche, hört man sofort meinen Akzent, ich rolle das R. Um meinen Hals trage ich eine Kette mit einem silbernen sechszackigen Stern, den ich während meines letzten Israel-Aufenthaltes gekauft habe. Ich bin jüdisch, so wie meine Eltern und Großeltern es sind und wie Albert Einstein, Franz Kafka und Sigmund Freud es waren. Dass ich es bin, weiß ich, seit ich klein bin. Was es jedoch bedeutet, verstehe ich erst seit relativ kurzer Zeit.

Vom Funken zur Flamme

2015 begann ich als Betreuerin im neugegründeten Jugendzentrum „Lehava“ in der Stadt Baden-Baden zu arbeiten. Der Name „Lehava“ bedeutet übersetzt „Flamme“. Dabei handelt es sich um eine Metapher. Eine Flamme ist etwas, das man mit Licht und Wärme in Verbindung bringt. Sie kann einen Raum, aber auch ein Leben erhellen, sich ausbreiten und übergreifen. Am Anfang jeder Flamme steht immer ein kleiner Funke, aus dem ein Waldbrand werden kann. So ungefähr lässt sich die Entwicklung unseres Jugendzentrums beschreiben.

Der ursprüngliche Funke war kurze Zeit zuvor auf mich überggesprungen. 2014 fuhr ich zum ersten Mal zur „Jewrovision“, ein Event, bei dem jüdische Jugendzentren aus nahezu allen deutschen Städten tanzend und singend gegeneinander antreten. Damals öffnete sich mir ein bis dahin unbekanntes Universum. Alle, die dort zusammenkamen, schienen glücklich zu sein, redeten von Zukunft und Zusammenhalt, und es dauerte nicht lange, bis diese Euphorie auch auf mich übergrieff. Das Wochenende war erfüllt von Musik und Freude und alle begegneten mir mit Offenheit. Hinzu kam, dass meine

Neugier geweckt wurde, denn viele Dinge, auf die ich dort stieß, wie zum Beispiel das Gebet am Schabbat, waren mir von zuhause nicht bekannt.

Religion als Politikum

Meine Familie kommt aus der ehemaligen Sowjetunion, einem Staat, in dem jüdisch zu sein in erster Linie Nachteile brachte und religiösen Riten nachzugehen vom kommunistischen Regime nicht gern gesehen und zeitweise verboten war. Zeit ihres Lebens waren meine Eltern nie bei einem Gebet in der Synagoge, sie haben noch nie einen jüdischen Feiertag traditionell gefeiert und stehen bis heute nicht zu ihrer Religionszugehörigkeit. Die Sowjetunion hat sie zu Atheisten gemacht, die sie ihr Leben lang sein werden. Ich bin zwar mit dem Wissen aufgewachsen, dass ich jüdisch bin, verstand aber nie richtig, was das bedeutete. Ich hatte nie eine jüdische Identität und wusste nichts über den Glauben und die Tradition.

So tauchte ich also in diese neue Welt ein, die mich einsog und nicht mehr losließ. Ich fing an, in jüdische Ferienlager zu fahren, kurze Zeit später auch als Betreuerin. Ich besorgte mir Bücher und las über den Glauben, die Tradition und die Geschichte der Juden. Es war nie mein Ziel gewesen, ein religiöses Leben zu führen. Ich wollte einfach so viel wie möglich wissen, um selber entscheiden zu können, wie ich mein Judentum ausleben will.

Das Jugendzentrum

Irgendwann kam also der Tag, an dem unser Jugendzentrum ins Leben gerufen wurde. Die Gemeinde stellte einen jungen Judaistik-Studenten ein. Ich wurde zur ersten Betreuerin und bereitete für jeden zweiten Sonntag ein Kinderprogramm vor. Am Anfang standen wir vor der großen Herausforderung, Kinder für das Jugendzentrum zu begeistern, denn ohne Jugend funktioniert kein Jugendzentrum. Das Problem dabei war, dass gefühlt 90 Prozent der Kinder noch nie in der Gemeinde gewesen waren. Wir erkundigten uns also nach allen Gemeindemitgliedern, die Kinder hatten, riefen bei ihnen zuhause an, schrieben E-Mails und sprachen sie auf der Straße an. Wir wollten so viele wie möglich erreichen.

Oft begegneten uns die Eltern mit Neugier und Freude über das neue Angebot für ihre Kinder. Bei manchen stießen wir jedoch auch auf Skepsis und Sorge darüber, ihre Kinder auch nur für wenige Stunden in fremde Hände zu geben. Mit jedem Treffen wurde uns immer mehr bewusst, welche Verantwortung wir trugen. Alle unsere Veranstaltungen mussten sorgfältig durchdacht und vorbereitet werden, dazu trafen wir uns regelmäßig. Dies war nicht immer einfach, vor allem, wenn kurz darauf Klausuren oder gar das Abitur anstanden. Das war es aber definitiv immer wert, denn die Vorbereitung machte großen Spaß und wir wurden zu sehr guten Freunden.

Zu unserem allerersten Treffen erschienen damals 14 Kinder. Heute sind es ungefähr 20 Kinder mehr, die sonntags regelmäßig ins JuZe kommen. Sie haben dort die Möglichkeit, auf spielerische Art und Weise etwas zu einem jüdischen, einem ethischen oder einfach einem aktuellen Thema zu lernen und natürlich auch neue Freundschaften zu knüpfen. Dank der fortwährenden Unterstützung der Gemeinde steht alle paar Monate ein gemeinsamer Ausflug an. Mal geht es ins Kino, mal in den Kletterpark. Mittlerweile gibt es sogar Kinder, die zu wirklich jedem Treffen erscheinen und regelmäßig ins jüdische Ferienlager fahren. Diese Kinder sind auf dem besten Weg, stolze und selbstbewusste jüdische Mitbürger zu werden, die wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie wachsen mit dem Jugendzentrum auf und entwickeln das, was ich als Kind nicht hatte: eine jüdische Identität.

Von Baden-Baden nach Tel Aviv

Meine Eltern betrachten mein Engagement in der jüdischen Jugendarbeit noch immer mit Skepsis. Sie befürchten, ich könnte wichtigere Dinge vernachlässigen oder einfach die gleichen negativen Erfahrungen mit dem Jüdischsein machen wie sie zu ihrer Zeit.

Doch ich mache weiter und hege die Hoffnung, dass ich eines Tages das Interesse meiner Eltern – wie bereits das mancher Kinder – wecken kann. Vielleicht wird es bald die jüngere Generation sein, die ihr Wissen an die ältere weitergibt.

Im Moment sitze ich in einem Café in Tel Aviv und schwelge in alten Erinnerungen, während ich diesen Text verfasse. Hier, in Israel, werde ich die nächsten sechs Monate meines Lebens verbringen und einen Freiwilligendienst leisten.

Ich werde Hebräisch lernen, ein Teil der Gesellschaft sein, viele Orte sehen und neue Menschen treffen. All das wäre mir vor wenigen Jahren nicht in den Sinn gekommen. All das habe ich dem Jugendzentrum und der jüdischen Jugendarbeit zu verdanken. Und all das wird ein Teil meiner neuen, jüdischen Identität werden.

Und wieder zurück

Nun, fast acht Monate später, bin ich zurück in Deutschland. Hinter mir liegen Abenteuer, Spaß und Freude, aber auch eine Zeit, in der ich mir selbst ein wenig näher gekommen bin und viel gelernt habe.

Bevor ich Deutschland verlassen hatte, hatte ich oft die Befürchtung, dass die Rückkehr mir sehr schwer fallen würde und dass ich mir ein Leben in Deutschland nicht mehr würde vorstellen können.

Tatsächlich ist mir der Abschied von Israel und den Menschen dort schwer gefallen, doch nun, wo ich zurück bin, sehe ich vieles anders als erwartet.

Ja, einerseits fühle ich mich jüdischer und mehr mit Israel verbunden als je zuvor, aber andererseits ist es mir auch noch nie klarer gewesen, dass das Land, in dem ich meine Zukunft sehe, das Land, das ich für meine Heimat halte, kein anderes als Deutschland ist.

Gleichzeitig betrachte ich es als meine Pflicht, in Deutschland über meine Zeit in Israel zu berichten und die Rolle einer Botschafterin zwischen den Kulturen einzunehmen.

Und ganz gleich, was Rechtspopulisten, Islamisten und Antisemiten davon halten: Ich bin jüdisch, ich bin aber auch deutsch und werde meine nun gestärkte jüdische Identität dazu nutzen, um gegen Antisemitismus und Xenophobie hier in Deutschland vorzugehen.

Hanna, 19





Ich bin eine

Wanderin

Mein Vater hat mir mal gesagt: „In deinen Adern fließt türkisches Blut!“ Seine Worte klangen harsch, dabei ist er eher der ruhigere Typ. Es schien ihm sehr wichtig zu sein.

Früher hätte ich meinem Vater zugestimmt. Ich habe mich lange Zeit selbst als Türkin gesehen, obwohl ich in Deutschland geboren und aufgewachsen bin. Nach wie vor schätze ich die Türkei für ihre Diversität: die queeren Menschen in Istanbul, die umjubelten Fußballmannschaften aus allen Ecken des Landes, die wohlriechenden Basare. Wenn sich Männer und Frauen auf der Straße voll Inbrunst in die Haare kriegen, fühle ich mich wohl, weil ich mein Temperament in ihrem wiedererkenne.

Es gibt aber auch andere Momente. Zum Beispiel fühle ich mich auf türkischen Hochzeiten nicht willkommen. Oft würde ich lieber zuhause Trash-TV schauen, als mich von fremden älteren Damen beäugen zu lassen, die wahrscheinlich auf der Suche nach einer Frau für ihren Sohn sind.

Überhaupt ist das Thema Männer schwierig. Als ich neulich mit meinem besten Freund ins Kino gehen wollte, durfte ich nicht. Meine Eltern mögen ihn nicht, weil er ein Junge ist. Es gebe außerdem die Möglichkeit, dass irgendwer mich auf dem Nachhauseweg entführen oder vergewaltigen könnte. Ich darf keine Männer treffen, aber ich soll einen heiraten. Und ich soll mich immer nach Männern richten, zum Beispiel soll ich um Erlaubnis bitten, ob ich etwas mit Freunden unternehmen darf. Diese Einstellung begründen meine Eltern mit ihrer Kultur, die ihrer Meinung nach auch meine ist. Sie widerspricht aber meinem Bedürfnis nach Freiheit und Gerechtigkeit.

Wenn ich morgens nach dem Aufstehen mein Telefon in die Hand nehme, öffne ich Instagram und Menschen aus aller Welt teilen sich mir mit: Ich sehe einen Amerikaner, der sich öffentlich schminkt, oder eine Inderin, die selbstbewusst mit ihrem Körper und ihrer Sexualität umgeht. Dieser

ständige Kontakt zu Menschen aus der ganzen Welt hat meine Ansicht über die Frage verändert, ob ich eher Türkisch, Deutsch oder einfach was ganz anderes bin.

Ich wollte mich neu erfinden. Wenn ich auf Instagram auf Artikel stoße, die konservative Standards polemisch diskutieren und Menschen nicht die Flagge einer Nation schwingen, sondern für Freiheit und Gerechtigkeit einstehen, fühle ich Hoffnung. Hoffnung für eine Rebellin wie mich, eine eigene Rolle in der Welt zu finden. Ich sah nicht mehr nur schwarz und weiß, sondern blau, gelb, lila und so viel mehr.

Ich saugte diese Flut an Informationen, Meinungen und Ansichten auf, bastelte mir daraus ein buntes Mosaik und übertrug es auf mich selbst. Ich konnte mich mit all diesen Menschen identifizieren, ich konnte ihre Sorgen und Hoffnungen nachvollziehen und verstehen. In welcher Form es auch war, wir fühlen denselben Schmerz und dieselbe Freude. Wieso sollte ich mir also selbst eine nationale oder kulturelle Grenze setzen?

Ich glaube, dass wir Menschen alle eins sind. Dass wir denselben Ursprung haben. Richtig klar wurde mir das, als ich den Roman „Demian“ von Hermann Hesse gelesen habe. Darin erzählt Hesse das Leben eines nicht weniger verwirrten Jugendlichen als ich. „Und allen sind die Herkünfte gemeinsam, die Mütter, wir alle kommen aus demselben Schlunde; aber jeder strebt, ein Versuch und Wurf aus den Tiefen, seinem eigenen Ziel zu. Wir können einander verstehen; aber deuten kann jeder nur sich selbst“, heißt es da. Als ich den Satz las, fühlte ich das.

Mir ist klar geworden, dass meine Wurzeln zwar in der Türkei liegen, meine Zukunft jedoch in der Welt. Nein, in meinen Adern fließt kein türkisches Blut. In meinen Adern fließt das Blut einer Wanderin. Noch habe ich einen langen Weg vor mir, aber bald werde ich in meinem Zuhause ankommen und alles wird sich gelohnt haben.



Auf dem Wochenmarkt

Es ist Samstag. Das heißt, es ist Wochenmarkt auf dem Winterfeldtplatz in Berlin. Phuong Thi Mai Hoang steht, wie jede Woche, hinter einem rissigen Holztisch und verkauft handgemachte vietnamesische Käbme, Faltkarten und Körbe. Sie versteckt ihre Hände tief in den Taschen ihrer gefütterten Jacke, denn es herrschen Minustemperaturen. Doch um ihre Miete bezahlen zu können, steht sie Woche um Woche zwischen Käse und Fisch und verkauft jene, von ihrer Familie in der Region Indochina hergestellten Artefakte.

Hoang selbst stammt von dort, genauer aus Vietnam. Vor zehn Jahren kam sie nach Deutschland, um sich hier ein neues Leben aufzubauen. Doch der Weg war steinig und voller Hürden. Da sind die anderen Vietnamesen, die sie kennt, mit denen sie jedoch kaum Gemeinsamkeiten findet. Sie lebten vorwiegend unter sich, während Hoang sich von der Monokultur abzugrenzen versuchte.

Da sind die missbilligenden Blicke einiger Marktbesucher, die Hoang spürt. Es gelingt ihr nicht immer, ihnen auszuweichen. Meistens sieht sie diese Gesichter nicht wieder.

Und da ist die Voreingenommenheit, mit der Fremde ihr begegnen. Sie werde aufgrund ihrer Augen als Chinesin abgestempelt, meint sie.

Dieses Verhalten kritisiert sie sehr und stellt fest, dass es weltweit verbreitet sei. In Asien gehe es nicht anders zu. Jeder Fremde mit blondem Haar und blauen Augen gelte dort als „Europäer“. Es würde gar nicht erst zwischen Franzosen, Italienern, Finnen oder Deutschen differenziert.

In Berlin seien die Menschen noch vergleichsweise offen, findet Hoang. Sie hat zeitweise in München gelebt, wo die Bürger ihrer Meinung nach deutlich verschlossener seien.

Bevor sie nach Deutschland einwanderte, studierte Hoang in den Niederlanden auf Englisch. Heute findet sie es schade, dass sie mit dem dort Erlernten gegenwärtig so wenig anfangen kann, nur weil sie die deutsche Sprache nicht gut genug beherrscht. Es sei „schwierig“, hier zu leben, betont sie. Wie sie das meint, bleibt offen.

Ich suche mir zwei Faltkarten aus. Die eine zeigt beim Aufklappen einen Pfau, der seine bunte Oberschwanzdecke wie ein Rad aufstellt, die andere ein dahinsegelndes Schiff mit drei hohen Masten und weißen Segeln. Als ich mich abwende, denke ich über Hoangs Geschichte nach, doch im nächsten Moment trifft mein Blick wieder auf viele andere Menschen mit anderen Geschichten und ich bin abgelenkt.

Bob, 17





Alle Menschen sind Künstler

„Steige nie bei Fremden ins Auto. Nimm nie Süßigkeiten von Fremden an und das Wichtigste: Sprich nie mit Fremden.“ Das sind die Worte meiner Mutter, die im Kopf meines sechsjährigen Ichs eingebrannt sind.

Ich sitze im Schein der Sonne. Genieße Schluck für Schluck meinen Chai-Tee. Schließe die Augen und verspüre ein Gefühl, das ich lange Zeit zu empfinden suchte. Glückseligkeit. Ich versuche der Realität zu entkommen, indem ich mich bemühe, alle Geräusche auszublen- den. Vergebens. In meinem linken Augenwinkel nehme ich zwei Personen wahr. Mann und Frau. Möglicherweise ein Ehepaar. Einen Weißwein schlürfend unterhalten sie sich. Trotz ihrer grellgelben Daunenjacke wirkt sie auf mich uninteressant. Ihn umhüllt eine dunkle Jacke. Auf seinem Kopf sitzt eine Fellmütze mit Ohrenklappen.

Er scheint sich im Meer der Gesellschaft aufzulösen, darin zu ertrinken, aber eben diese Unscheinbarkeit macht mich neugierig. Soll ich ihn ansprechen? Die Schweigemauer und Anonymität durchbrechen? Wie wird er reagieren? Wer ist dieser „Fremde“ überhaupt? Ist es nicht wichtig, offen gegenüber Anderen zu sein?

Spontan drehe mich weg von meinem Chai-Tee, aus dem Wasserdampf emporsteigt und sich in der Luft auflöst, und öffne meinen Mund. Im Bruchteil einer Sekunde steht die Frage, die ich ihm stellen werde.

„Darf ich Ihnen eine Frage stellen?“, sage ich zurückhaltend. Es fühlt sich merkwürdig an, einen fremden Menschen einfach so anzusprechen. Merkwürdig. Er dreht sich zu mir. Sein Gesicht zeichnet ein herzliches Lachen, was mich beruhigt und meine Ambivalenz, einen Fremden anzusprechen, schwinden lässt.

„So ganz spontan. Was halten Sie von Kunst?“

„Jeder Mensch ist Künstler.“ erwidert er nach einer Denkpause, voll Euphorie sprudelnd, als wäre die Kunst seine größte Passion.

„Paul Cézanne hat das mal gesagt.“

Wir unterhalten uns über den Impressionismus. Über Künstler, die die gesellschaftliche Norm durchbrachen und ihre Sinneseindrücke auf die Leinwand zu über-

tragen versuchten. Über Menschen, die von Freunden und Familie nicht ernst genommen wurden. Abgestoßen wurden, aufgrund ihrer Andersartigkeit. Auch er wirkt ein wenig besonders auf mich. Nachdem er mich davon überzeugt hat, dass Cézanne kein Impressionist, sondern wie Van Gogh ein Post-Impressionist war, beginnt er mit seiner Lebensgeschichte. In der Schule war er nicht sonderlich gut. Er hat gern gezeichnet. Auch unter freiem Himmel.

„Dann sind Sie ja auch ein Impressionist“, stelle ich fest, als ich in seine graublauen Augen blicke. Später empfiehlt er mir, die Berliner Gemäldegalerie zu besuchen. Dort werde ich ihm zufolge alle Kunstepochen vereint finden, vom Mittelalter bis zur Moderne. „Haben Sie ein eigenes Atelier?“, frage ich und muss wegen des grellen Sonnenlichts blinzeln.

„Mein Schlafzimmer ist mein Atelier“, sagt er mit einem kleinen Auflachen, bevor er mir von seinem Kunststudium in Bad Kreuznach erzählt und dass er danach als freiberuflicher Künstler gearbeitet habe. Nach einem weiteren Schluck Wein holt ihn die Realität ein.

„Jetzt bin ich krankgeschrieben“, sagt er, ohne jegliche Wertung.

Trotz der misslichen Lage, in der er sich womöglich befindet, merke ich, dass er kurze Zeit später lacht und wie ich das schöne Wetter und den Sonnenschein an diesem doch sehr kalten Wintertag in einem Café am Rande des Marktes genießt.

Jetzt, einige Stunden nach der Begegnung, denke ich, wie viel wir im Leben verpassen, wenn wir an anderen Menschen einfach vorbeilaufen. Nicht offen sind. Uns vor Kontakt mit anderen scheuen. Uns selber in den Käfig des Opportunismus setzen und die Diversität unserer Gesellschaft nicht schätzen, sondern sie bewusst ignorieren. Wie könnte man denn sonst, ohne etwas Mut, um diese Schweigemauer zu durchbrechen, mit einem Berliner Künstler ins Gespräch über den Impressionismus und den Mut, anders zu sein, kommen?

Ich lege meinen Stift ab, blicke nach draußen und als in diesem Moment die Abendsonne am Horizont versinkt, weiß ich, dass ich in Zukunft offener sein will.

Aynur, 17

Zurückbleiben ...

Am Donnerstag, den 15. Juni, haben wir um 09.09 Uhr eine schlechte Nachricht in unserer Klasse erhalten. Ein Schüler aus meiner Klasse, der aus dem Kosovo kommt, hatte schon lange Angst, dass er abgeschoben werden könnte. Er heißt Fatlum, ist siebzehn Jahre alt und seit zwei Jahren in Deutschland. Nach einem Jahr konnte er schon sehr gut Deutsch sprechen. Er war auch im Fußballverein und hat für sich ein gutes Leben in Deutschland geplant. Seine Freundin heißt Nikola und sie sind seit fast einem Jahr zusammen.

Als Nikola erfuhr, dass er in den Kosovo abgeschoben werden soll, konnte sie ihre Tränen nicht zurückhalten. Ich war bei ihr, als sie es erfuhr. Sie sagte, an dem Tag, an dem er abgeschoben wurde, hatte sie das Gefühl, dass etwas mit ihm passieren würde. Ich habe ihr Hoffnung gegeben und habe sie Fatlum von meinem Handy anrufen lassen. Aber da antwortete eine Frau. Nikola war erst eifersüchtig und dachte, Fatlum ist mit einem anderen Mädchen zu Hause. Doch es war alles schlimmer, als sie gedacht hatte. Wir erfuhren, dass diese Frau eine Polizistin ist. Sie sagte, dass Fatlum noch bei ihr im Zimmer ist. Als wir das hörten, fuhr Nikola mit einer Freundin in seine Wohnung und konnte ihn noch sehen, wie er seine Sachen packte. Sie sah, wie überrascht er war. Die Polizei hat ihn zum Flughafen mitgenommen. Bevor er gegangen ist, hat er einen Satz gesagt, den ich sehr traurig fand: „Wallah, wir bleiben immer zusammen.“ Das war sein letzter Satz für Nikola.

Ich bin mit drei Jungs aus meiner Klasse und meiner Lehrerin zum Flughafen Schönefeld gefahren. Als ich dort sah, wie traurig Nikola war, konnte ich meine Tränen auch nicht halten und habe geweint. Obwohl ich nicht weinen sollte, sondern ihr Hoffnung geben. Das braucht sie in dieser Zeit. Als die anderen Jungs aus meiner Klasse, die gerade auf einer Fahrt gewesen waren, erfuhren, was passiert war, kamen sie auch zum Flughafen. Der beste Freund von Fatlum, A., war sehr traurig und hatte gleichzeitig Angst, dass er in dieselbe Situation geraten kann, weil er auch aus dem Kosovo kommt.

Wir haben mitbekommen, dass das Flugzeug Richtung Kosovo um 14.00 Uhr fliegen wird. Wir haben gewartet, obwohl wir wussten, dass wir ihn nicht sehen können würden. Wir waren drei Stunden auf der Aussichtsplattform für Besucher, um nur einen Blick von Fatlum zu bekommen. Doch wir sind abgefahren, ohne ihn gesehen zu haben. Als wir zu Hause waren, haben wir mit ihm telefoniert und er meinte, dass er um 15.30 Uhr geflogen sei. Wir haben ihm ein Foto gesendet, wie wir auf dem Flughafen auf ihn gewartet haben. Er hat sich sehr gefreut. Unsere Klassenlehrerinnen waren sehr traurig. Sie haben einen Anwalt engagiert, damit Fatlum wieder zurückkommen kann. Ich habe immer noch die Hoffnung, dass er wieder zu uns kommt. Wir warten auf ihn und wünschen, dass er so schnell wie möglich in unsere Klasse zurückkommt.

Ayah, 16

»Ich verstehe nicht, warum Mitschüler einfach abgeschoben werden«

Gestern, am 15. Juni, habe ich auf dem Flur vor der Klasse auf einen Freund gewartet. Da hörte ich ein Mädchen weinen. Jemand fragte mich, wo unsere Lehrerin Frau H. sei. Ich antwortete: „Im Raum 315.“ Mehrere SchülerInnen rannten an mir vorbei. Ich wollte wissen, was passiert war. Sie antworteten, dass ein Junge in den Kosovo abgeschoben werden soll. Der Junge heißt Fatlum und sei der Freund von dem weinenden Mädchen.

Mich überkam ein komisches Gefühl. Dieses Gefühl kann man schwer beschreiben, weil ich eigentlich nicht viel mit Fatlum zu tun gehabt hatte. Ich hatte gelegentlich in der siebten Klasse mit ihm Sportunterricht gehabt. Ich hatte dieses eigenartige Gefühl deshalb, weil ich sonst so etwas nur im Fernsehen gesehen habe. Ich finde es sehr traurig, weil ich nicht weiß, was ich in so einer Situation machen würde. Ich finde es extrem schlimm, Personen, die einem nahestehen, wegzureißen. Ich verstehe nicht, warum Mitschüler von mir einfach abgeschoben werden.

Ich habe selber einen Migrationshintergrund und verstehe nicht, warum ich problemlos hier leben kann und jemand anders nicht. Mein Name ist Justin. Meine Eltern kommen aus Polen. Ich bin neu in der AG „Schule ohne Rassismus“.

Justin, 14



»Ich bin die Polizei – und Sie?«

Ich bin Romyana und komme aus Bulgarien. Ich lebe seit 2014 in Deutschland. Zuerst war ich an einer Grundschule und dann bin ich 2015 an die Johanna-Eck-Oberschule gewechselt. Ich möchte über meinen Mitschüler Fatlum nur kurz etwas erzählen. Er

spät an und sie konnte ihn nur zwei Minuten sehen. Er musste schon zum Flughafen.

Unsere Lehrerin wollte nur mit drei oder vier SchülerInnen zum Flughafen gehen. Sie sagte, das sei besser, damit Fatlum nicht traurig wird, wenn er uns

Ich fühle mich sehr traurig, weil unsere Klasse wie eine Familie war. Und in dieser Familie fehlt uns jetzt Fatlum, unser Bruder. Ohne ihn ist die Atmosphäre in der Klasse nicht gut. Und seit gestern können wir uns nicht konzentrieren und nicht gut schlafen.



heißt Fatlum und kommt aus dem Kosovo. Seine Stadt liegt im Kosovo. Gestern, am 15. Juni, wurde er zurück in den Kosovo geschickt.

Gestern früh am Morgen war ich in meiner Klasse. Wir merkten, dass Fatlum schon den zweiten Tag nicht in der Schule war. Seine Freundin Nikola machte sich Sorgen um ihn und rief ihn an. Eine fremde Frau war am Handy. Nikola wollte nicht mit der Frau sprechen und gab das Handy an Mitko. Der sagte zu ihr: „Wir wollen Fatlum sprechen. Wer sind sie?“ Die Frau antwortete: „Ich bin die Polizei und wer sind Sie?“. Mitko fragte, wo Fatlum ist. Die Polizistin sagte, dass er heute zurück in den Kosovo fliege. Und leider könne sie ihn nicht ans Telefon holen.

Wenn wir ihn sehen möchten, dürfen wir nur in der nächsten halben Stunde zu ihm nach Hause kommen. Sofort ging seine Freundin Nikola mit einer anderen Schülerin los. Weil er so weit weg wohnt, kam sie aber sehr

sieht und wir alle weinen. Die anderen SchülerInnen wollten aber auch zu Fatlum. Wir haben bis zum Ende der Stunde gewartet und sind dann schnell zum Flughafen Schönefeld gefahren.

Aber wir haben ihn leider nicht gesehen, weil er bei der Polizei war und die das nicht erlaubten. Wir hatten auch ein Geschenk dabei, konnten es ihm aber leider nicht geben. Er musste sogar sein Handy ausmachen, damit er zu niemandem Kontakt hat. Er war in einem anderen Gebäude und wir konnten nicht zu ihm gehen. Das Gebäude war wie ein Gefängnis. Als ob Fatlum jemanden getötet hätte.

Wir sind auf die Terrasse vom Flughafengebäude gegangen, um Fatlum zu sehen, wenn er zum Flugzeug gebracht wird. Wir haben von 12.00 bis 14.30 Uhr gewartet, aber leider haben wir ihn nicht gesehen. Und heute haben wir erfahren, dass er um 15.30 Uhr von Deutschland Richtung Kosovo geflogen ist.

Wir machen bald zwei Klassenfahrten. Die erste ist nächste Woche nach Wittenmoor und die nächste nach London. Fatlum wollte gerne mitfahren.

Fatlum ist ein sehr netter Junge. Er ist groß, siebzehn Jahre alt und hat braune Augen. Er ist sehr freundlich und hilfsbereit. Sein Lieblingsfußballverein ist Real Madrid. Er ist in meinen Augen ein sehr starker Junge. Wir alle glauben daran und hoffen, dass er wieder zu uns kommt und mit uns die zehnte Klasse macht. Er hat ein Herz aus Gold.

Heute sind wir zum Aktiventreffen von „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ zu spät gekommen, weil wir in der Klasse überlegt haben, was wir tun können, damit Fatlum wieder zu uns kommt. Unsere Lehrerinnen überlegen natürlich auch, was sie tun können. Wir werden alles machen, damit unser Bruder Fatlum wieder zu uns in die Klasse kommt. Ich bin sicher, er wird kommen.

Romyana, 16

Wofür lernt Said?

Paul, 16

Seit einem Jahr sitzt Said neben mir in der Klasse: 18 Jahre alt, ein hilfsbereiter Typ, er hat viele Freunde, arbeitet als Küchenchef in einem Restaurant und ist für jeden Spaß zu haben. Die Schule fällt ihm leicht, er schafft in fast jeder Prüfung mühelos eine Zwei, zum Unterricht kommt er immer vorbereitet. Doch Said hat ein Problem: Er ist vor drei Jahren aus Afghanistan nach Deutschland geflüchtet und weiß nicht, ob er hier bleiben kann. „Aufenthaltsgestattung gültig bis längstens 27.05.2018“, steht in seinem Pass. Dabei will Said sogar zurück nach Afghanistan – sobald es wieder sicher genug ist und er dort ein normales Leben führen kann. Derzeit haben die Taliban, eine islamistische Terrorgruppe, große Teile des Landes unter Kontrolle. Sie verüben Anschläge mit Hunderten Toten, versklaven die Bevölkerung und bilden perspektivlose junge Männer zu skrupellosen Kämpfern aus. Dem wollte Said entgehen. Als Said geflohen ist, war er 15. Er hatte in der Nähe der Hauptstadt Kabul gewohnt und war auch dort schon ein sehr guter Schüler, genauer gesagt: Said war in jedem Kurs Klassenbesten. Eines Tages wurde es ihm und seiner Familie aber zu gefährlich und sie verließen das Land. Die Flucht, erzählt Said, habe drei Monate gedauert. Gleich am Anfang verlor er seine Familie aus den Augen. Was geschehen ist, darüber will er nicht reden. Seither sucht er seine Familie. In Deutschland lernte Said schnell Deutsch und ging aufs Gymnasium. Bald gehörte er sogar auch hier zu den Besten in der Klasse. Die in Nordrhein-Westfalen für alle Gymnasiasten verpflichtenden Zwischenprüfungen zum Übertritt in die Oberstufe könnte Said ohne Probleme schaffen. Allerdings weiß Said nicht, ob er sie überhaupt schreiben kann. Seine Aufenthaltsgestattung läuft aus. Erst Ende Mai entscheidet sich, ob er ein Jahr länger in Deutschland bleiben darf. „Meine Zukunft ist unsicher“, sagt Said. „Ich weiß nicht, ob ich hier für lange Zeit bleiben darf.“ Wenn er in den Nachrichten sieht, dass Flüchtlinge in seinem Alter nach Afghanistan abgeschoben werden, bekommt er große Angst. Seine Flucht sei teuer, schwierig und emotional aufreibend gewesen, und er habe bereits Deutsch gelernt. Er will nicht, dass all seine Bemühungen umsonst gewesen sein sollen. Außerdem könne in Afghanistan jeder Tag und jede Nacht die letzte sein, sagt Said. Mit dieser Angst ist Said nicht allein.

Tausende afghanische Flüchtlinge teilen sein Schicksal. Die ständige Angst lähmt auch sie im Alltag. „Wenn man die ganze Zeit daran denken muss, dass man nach Afghanistan abgeschoben werden und dort sterben könnte, dann ist man im Alltag unkonzentriert“, sagt Said. Diese fehlende Konzentration führe zu ständigen Missgeschicken, manche Flüchtlinge bekämen auch Depressionen oder Herzprobleme. Aber Said will es in Deutschland schaffen. Er lernt auf seine Zwischenprüfungen in den Fächern Deutsch, Mathe und Englisch. Er will darin gut sein. Egal, ob er am Ende bleiben darf oder nicht. Zum Redaktionsschluss war seine Zukunft noch unklar.



Die q.rage ist online! Seit 2017 gibt es das Schüler*innen-Magazin auch im Netz. Jungen Autor*innen und solchen, die es noch werden wollen, bieten wir hier eine Plattform für ihre Texte.

Themen rund um das Courage-Netzwerk, Diskussionsbeiträge, Interviews und Reportagen – sie alle finden einen Platz auf **qrage.online**.

Ihr seid älter als 14 und findet, eure Texte bringen eine frischen Wind in Diskussionen rund um die Frage: Wie wollen wir miteinander leben?

Oder ihr habt bereits Texte in der Schüler*innenzeitung an eurer Schule veröffentlicht und seid der Meinung, sie sollten mehr Leser*innen erreichen?

Dann schreibt uns einfach eine Mail an:

redaktion@qrage.online